

**14. 02. 2010, Sonntag Estomihi, 10 Uhr, Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Kirche
60 Jahre Berlinale – Rundfunkgottesdienst (RBB Kulturadio)**

Generalsuperintendent Ralf Meister

Predigttext: 1 Kor 13

Gnade sei mit Euch und Friede von Gott unserm Vater und unserm Herrn Jesus
Christus Amen

Berlinalefieber. Ausverkaufte Kinos, rote Teppiche vor Lichtspielhäusern. Regisseu-
re, Schauspielerinnen, Produzenten, Drehbuchautoren, Kameraleute und vor allem
abertausende Kinofans und Filmenthusiasten verwandeln für ein paar Tage Berlin.
Eine Stadt im Zeichen des Films. Fast 400 Filme im Wettbewerb.

Behutsame, leidenschaftliche, poetische, erotische, zärtliche, wilde, orgiastische Fil-
me; und noch nichts gesagt von der Liebe.

Brutale, abstoßende, gewalttätige, kriegerische, schonungslose, schmerzhaft, scho-
ckierende Filme; und noch nichts gesagt von der Hoffnung.

Heimatliche, provinzielle, ruhige, schwebende, träumende, anrührende, bewegende
und traurige Filme; und noch nichts gesagt von der Sehnsucht und dem Trost und
dem Glauben.

Filme, in denen Menschen lachen und weinen, schweigen und singen, lustvoll und
verzweifelt leben in dieser elend-schönen Welt.

Menschen, die hoffen und lieben und glauben.

So wie gewiss ist, dass das tägliche Brot mehr ist als ein Nahrungsmittel, so ist ge-
wiss, dass Filme mit ihren Bildern und Dialogen, mit der Musik, ihrem Licht, ihren
Landschaften, Handlungen und Menschen, mehr sind als Filme. Thomas Mann
schrieb 1923/24 an einem Drehbuch, damals hieß das noch Filmmanuskript. Ein
Drehbuch für den Film „Tristan und Isolde“, eine szenische Vorstellung des Epos von
Gottfried von Straßburg. Als er das Manuskript fertig gestellt hatte notierte er dazu:
*„Die intime und produktive Beschäftigung mit Gottfrieds geistvollem Gedicht, dem ich
noch nie so nahegekommen war, hat mir viel Freude und Genuß bereitet, und wenn
es meiner Arbeit gelingt, die Abertausende, denen heute das Lichtspiel gleich nach
dem täglichen Brot kommt, ihn nahe zu bringen, so will ich zufrieden sein.“*

Das Kino kommt gleich nach dem täglichen Brot. Zumindest in diesen Tagen der 60.
Berlinale gilt das für viele in dieser Stadt. Ja, vielleicht vergisst vor lauter cineasti-

schem Eifer der ein oder andere sogar eine Weile das tägliche Brot und lässt sich speisen von Filmgeschichten.

Denn: Können wir ohne Geschichten leben? Erfüllt sich ein Leben, ohne dass wir eintauchen in große Erzählungen? Nein.

Filme können das tägliche Brot sein. Nicht nur weil sie uns unterhalten oder entführen in andere Sphären. Das allein würde nicht reichen. Ablenkung und Zerstreuungen gibt es vielfältig auch an anderen Orten, meist uninspiriert und teuer. Aber weil Filme – gute Filme - im Spiegel ihrer Erzählungen zeigen, was der Mensch ist, deshalb können sie Erkenntnisfutter und Lebensnahrung sein. Welch verzweifeltes, geschändetes, unendlich kostbares Wesen ist der Mensch. Ein Wesen, das fragt nach dem Sinn des Hierseins, das sich sehnt nach Bedeutung und Anerkennung. Vor allem aber ein Wesen, das sich verschwenderisch preisgibt in leidenschaftlicher Liebe. Davon und von vielem anderen erzählen die Filme.

Wenn sie gut sind, dann belästigen sie uns nicht mit banalen Erfahrungen in dramatischen Bildern oder zerstreuen unsere Gedanken sondern öffnen einen neuen Horizont.

Wenn sie gut sind, dann loten sie innere Räume aus und zeigen uns, dass alles, was wir wissen über Gott und diese Welt, dass das alles nur Stückwerk ist.

Wenn sie gut sind, erkennen wir in ihnen – oft genug mit Schmerzen und erschrocken – zu was wir fähig sind. Und wie dünn ist doch unsere zivilisatorische Haut.

Wenn sie gut sind, halten sie uns einen Spiegel vor. Im Film Absolute Power erkennt eine Frau auf den Fotos im Haus ihres Vaters sich selbst. Und sie entdeckt darin, dass sie angesehen worden ist von ihrem Vater, von dem sie dachte, er hätte sie verlassen. Und wir Filmzuschauer sehen ihr Staunen und werden ansichtig der eigenen Verlassenheit und der eigenen Überraschung. Und wir sehen von Angesicht zu Angesicht, dass ein Vater unser ganzes Leben begleitet.

Wenn Filme gut sind, bergen sie ein Geheimnis. Manchmal spielerisch und heiter, manchmal leidvoll und tödlich.

Es ist das Geheimnis, dass all das Sichtbare dieser Welt durchwoben ist von einer Sphäre des Eigentlichen. Von etwas Vollkommenem; oft flüchtig, verborgen und unsichtbar. Mehr eine Ahnung als eine Gewissheit. Mehr geglaubt als gewusst.

Wir sehen keinen Ball, so wie im Film Blow up bei Antonioni. Aber wir spielen. Jeden Tag trotzen wir diesem vergänglichen Leben einen Sinn ab und spielen. Wenn Filme

gut sind führen sie uns ein in dieses Geheimnis des Spiels. Das Geheimnis, dass dieses Leben im hier und jetzt nicht aufgeht und das es eine Bedeutung und eine Würde hat, die wir nicht selbst schaffen können.

In den Erzählungen und Bildern im Kino werden wir uns selbst gegenwärtig. Wenn ich innerlich noch leise taumelnd nach einem guten Film dem Ausgang zustrebe, dann geht oft genug die Geschichte im Kopf und im Herzen noch weiter. Erst langsam lösen sich die Bilder und verlassen mich wieder. Und das Gesehene und Mitgefühlte wird zurückverwandelt in einen Film, der nichts ist als ein Film. Eine gute Geschichte, in der ich für eine paar Minuten gelebt habe. Aber der Film ist mir für eine Weile ein Gegenüber gewesen, ein Spiegel, in dem ich mich selbst erkennen konnte. Bilder, Spiegelbilder der alten Art bedurften einer persönlichen Deutung. Erst hinter dem, was ich sehe, finden sich Bedeutung und Sinn. Bleibe ich an der Oberfläche, sind es nicht mehr als bedeutungsleere visuelle Täuschungen. Das nannte man früher Götzendienst – die Verehrung leerer Bilder, die Anbetung von großen Täuschungen. Man kann mit Berechtigung fragen, ob der Rummel um den Film Avatar und das Staunen über fantastische Bilderwelten nicht ein massenwirksamer großer Götzendienst ist. Ein Götzendienst, der sich nicht einmal schämt, zuzugeben, dass es keine symbolische Tiefe mehr gibt, sondern nur eine triviale Geschichte. Die Faszination der Oberfläche in Perfektion.

Bild und Abbild gehören zum Ursprung von Religion. Der Film als Bilder-Folge ist ein Medium, das uns zu unseren eigenen Ursprüngen zurückführen kann. In manchen Erzählungen bis an den Beginn unserer Herkunft.

Die jüdisch-christliche Tradition spielt vielfältig mit dem Bild-Motiv. Der Ursprung ist uns sowenig wie Gott selbst direkt zugänglich, sondern in etwas anderem gegenwärtig. In einem anderen.

„Darin ist erschienen die Liebe Gottes unter uns, dass Gott seinen eingeborenen Sohn gesandt hat in der Welt, damit wir durch ihn leben sollen“. In Christus begegnet uns Gott und damit zugleich sein menschlich-allzumenschliche Antlitz. In ihm erkennen wir beides, göttliches und menschliches. Und wir werden zurückgeführt ganz an den Anfang. Denn schon im Ursprung unserer Existenz sind wir Bild. Abbild, Ebenbild Gottes nämlich. Der schuf uns zu seinem Bilde. Formte uns in der Idee seines Gegenübers. Und so streifen wir als Bild Gottes mit all den anderen Bildern durch

diese Welt. Und können erkennen, aneinander erkennen, wer wir sind und woher wir kommen.

Diese Bild-Abbild-Folge wird – so wie es Paulus in den berühmten Zeilen beschreibt – durch eine innere und äußere Macht aufgeladen, ja miteinander untrennbar verbunden: Die Liebe.

Sie ist die Tiefendimension, die Ursprung und Abbild verbindet. Nur eine existentielle Macht, die Oberflächen durchdringt, hinter die Bedeutung der Bilder schaut und dabei selbst erschüttert wird kann göttliches und menschliches miteinander verbinden.

So wie sie in Jesus Christus miteinander verbunden sind.

Was ist diese Macht? Unzählige Hochzeitspredigten und Ansprachen, kilometerweise Literatur haben uns nicht klüger gemacht, sie präzise zu beschreiben. Wie erklären wir ihre Macht? Ihre Macht Leben zu zerstören und Menschen zu retten. Schmerzen und Leid zu bringen aber auch zu heilen, zu trösten und Lebenssinn zu spenden? Wie?

Indem wir erzählen.

Erzählen vom Leben. Das macht die Bibel, das macht gute Literatur, das machen Filme. Sie alle nämlich zeigen, mit welcher Macht die Liebe das Unverfügbare in unser Leben bringt.

Allzu oft, auch in der Kirche, stehen wir allerdings in der Gefahr, diese Macht der Liebe zu trivialisieren. Das Leben ist mehr als ein gefährdetes Idyll mit garantiertem happy end. Wer so erzählt verrät die Liebe, von der Paulus schreibt. Eine Macht, die niemals aufhört. Die alle menschlichen Grenzen aufheben kann. Noch sehen wir davon nur Bruchstücke. Noch sind wir hoffnungsfrohe Kinder, die sich tummeln in diesem Gefühl und doch nur eine leise Ahnung von der Macht göttlicher Liebe haben. Noch ist es hinter einem Schleier nur angedeutet, manchmal für Sekundenbruchteile spürbar, was diese innerste Verbindung zwischen Gott und Mensch meint. Und das reicht, um stumm zu werden vor Staunen.

Der Mensch wurde Mensch durch die Liebe Gottes zu dieser Welt.

Und der Mensch bleibt Mensch in der Liebe zu einem anderen, einer anderen.

Und in all diesen suchenden Gesten, dieser schmerzenden Sehnsucht liegen so unendlich viele Tränen und Freuden, liegen Enttäuschung und Erfüllung, dass eine Ahnung entsteht, was die Liebe Gottes meinen könnte:

Eine ganz andere Welt, ein ganz anderes Leben.

Davon erzählen gute Filme seitdem es Kino gibt.

Davon schreibt Paulus:

Nichts wären wir ohne die Liebe, die uns ins Leben rief und seitdem nie mehr verlassen hat.

Amen